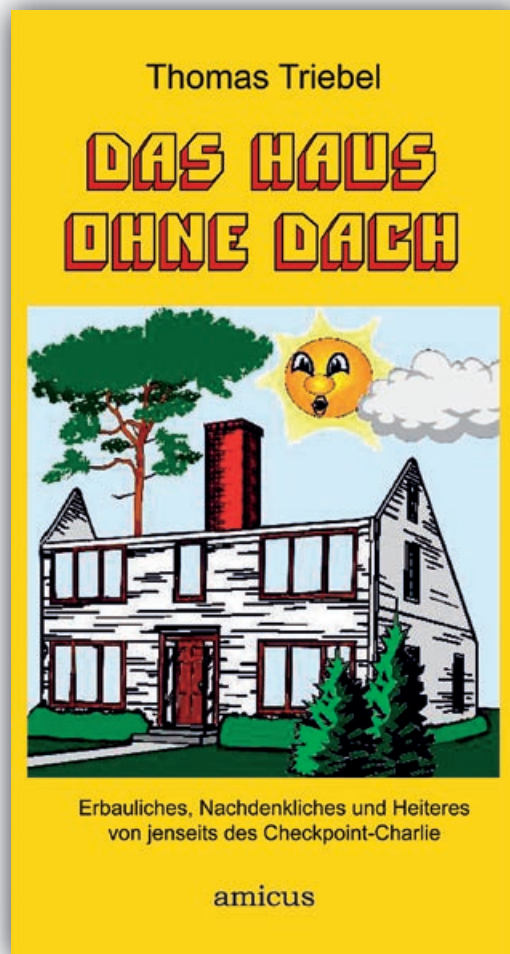


Thomas Triebel

Das Haus ohne Dach



Kurzgeschichten

186 S., kart., 18 Abb., 13 Ill. s/w.

ISBN 3-935660-67-7

12,90 EUR



Thomas Triebel

Erbauliches, Nachdenkliches und Heiteres von jenseits des Checkpoint-Charlie

Der Autor Thomas Triebel, Jahrgang 1957, beschreibt in diesem Buch in kleinen Geschichten auf humorvoll-hintergründige Weise, wie er den Alltag in der DDR als Schüler, Soldat, Student und Lehrer erlebt und erträgt. Die Wende 1989 bringt ihm neue Erkenntnisse und Aussichten. Mit vielen Zeichnungen und persönlichen Dokumenten. Umfangreiche Wort- und Begriffserklärungen.

Die Sache mit den „Goldbroilern“

Was ein „Goldbroiler“ war, wusste im Osten jedes Kind. Nun, in Bayern sagt man Brathendel, in Hessen Brathähnchen und in Florida ist es „grilled chicken“. Gleich, wie es heißt, es schmeckt überall gut. Woher allerdings im Osten das Gold im Wort kam, weiß niemand zu berichten. Es war auch nicht weiter wichtig, bekam man das „Schmankerl“ doch schon für 4,50 Mark. Das wussten auch wir Studenten. Und da Studenten wahrscheinlich in allen Ländern immer Hunger haben und immer knapp bei Kasse sind – sonst wären sie ja keine Studenten – war der Broiler für uns stets eine willkommene Mahlzeit, bei der man satt wurde und auch noch Geld sparte.

Nicht so, wenn es das Brathähnchen im Internat gab. Nicht, dass es dort etwa kleiner oder teurer gewesen wäre, mitnichten. Aber jeder bekam nur ein viertel „Knöchelchen“, und den allseits beliebten Nachschlag gab es nicht. Dafür durfte sich das Küchenpersonal immer das restliche, nicht ausgeteilte Essen mit nach Hause nehmen. Komisch daran war eigentlich nur, dass wir jungen Leute nach dem Mittagessen alle meistens noch Hunger hatten, die Küchenleute aber ihre gesamte Familie einschließlich der Verwandtschaft kostenlos „verpflegten“.

Nun hatten mein Freund Peter und ich mittlerweile eine eigene Methode entwickelt, um auf unsere Kosten zu kommen. Die Essenmarke in der Mensa kostete für uns Studenten zwar nur 75 Pfennig pro Tag, was nutzte es aber, wenn man noch hungrig zum Studium gehen sollte, zumal das Studium der Pädagogik anstrengend und trocken ist, weshalb wir auch gezwungen waren, abends so manches „Pilsner“ durch unsere ausgedörrten Paukerkehlen zu jagen ...

Das IfL in Weimar bestand aus einem Hauptgebäude, welches seinen Sitz in der Schwannseestraße hatte, und einem Nebengebäude, welches im Weimarer Schloss untergebracht war. Dumm war nur, dass beide Gebäude relativ weit entfernt lagen. Während sich das Hauptgebäude fast im Zentrum von Weimar in unmittelbarer Nähe zur Post und zum Hotel „Russischer Hof“ (was heute zu den absoluten Nobelhotels in Weimar gehört, und ganz sicher nicht mehr für einen Studentengeldbeutel gedacht ist) befindet, liegt das Schloss an den Ufern der Ilm, fast am Eingang zum herrlichen „Goethepark“, ein Fußweg vom einen zum anderen Studienort von circa zwanzig Minuten, bei straffem Gehen.



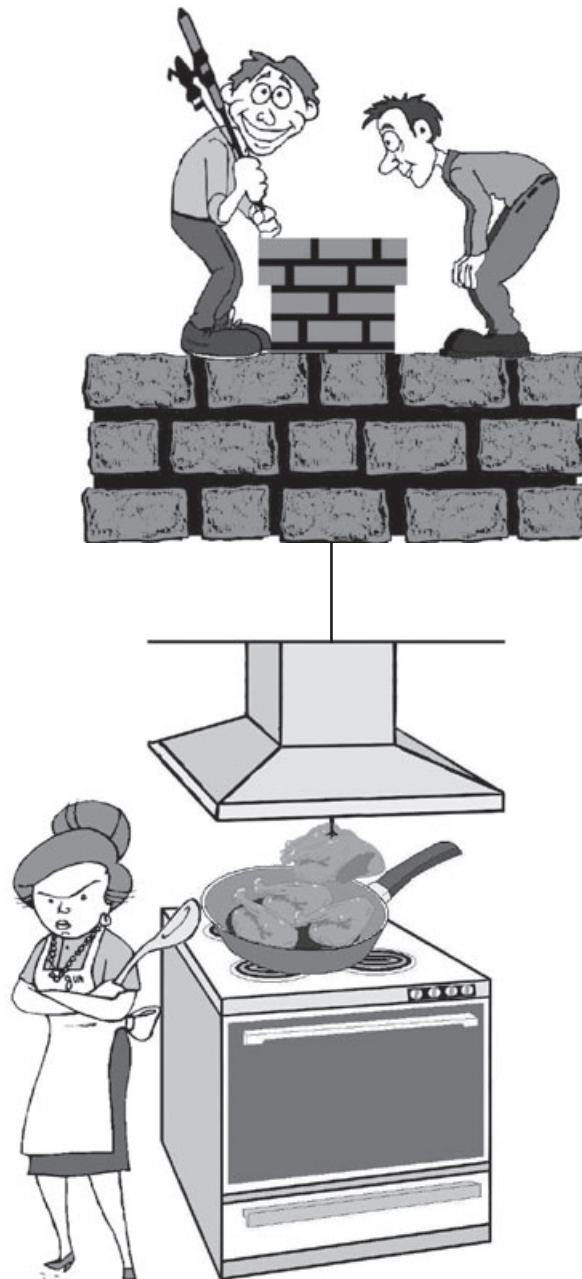
Freilich, heute wäre diese Distanz für einen Studenten kein Problem mehr, hat doch, zumindest in Amerika, fast jeder 16-Jährige schon den Führerschein und irgendeinen fahrbaren Untersatz; mancher davon ist mit viel gutem Willen auch noch als Auto erkennbar ... Nicht so damals. Sie erinnern sich, dass wir in der DDR sehr viel Zeit hatten, um auf den Trabbi zu sparen. Und sich als Student einen Wagen leisten, wäre bei achtzig Mark Monats-Stipendium schon gar nicht gegangen. Die Fahrkarte der Deutschen Reichsbahn nach Hause für ein paar Mark – natürlich nur so billig bei Vorlage des Studentenausweises – schmerzte da schon.

Also hieß es, per pedes vom Zentrum zur Ilm und wieder zurück zu gelangen. Das war ein täglicher Kampf, oder, wenn Sie so wollen, ein tägliches Trimm-dich-Programm. Aber: Auf dem Weg vom Hauptgebäude zum Schloss mussten wir unweigerlich an einem Kiosk vorbei, der da so auf dem Marktplatz herumstand und nur darauf wartete, dass so hungrige Typen wie wir vorbeikamen und nicht bloß Busscheine für die Stadtlinie kaufen wollten. Hier gab es nämlich die in Deutschland so allseits beliebte Bockwurst mit Senf und Brötchen, den Senf natürlich inklusive. 85 Pfennig hat sie damals gekostet. Es gab fast keinen Tag, an dem mein Freund und ich nicht an dieser Bockwurst vorbeikamen. Schön am Kiosk war, dass er auch eine Rückfront hatte. Und die Betreiber dachten sich wohl, wenn man vorne was verkaufen kann, kann man es ganz sicher auch hinten. So fand man an der rückwärtigen Fassade einen Bratwurststand, an dem man die in Thüringen obligatorische Bratwurst mit Brötchen kaufen konnte, den Senf wieder im Preis eingeschlossen: 95 Pfennig musste man dafür berappen.

Wir also haben erst an der Vorderseite eine Bockwurst als erstes Frühstück verzehrt, danach an der Rückwand eine Bratwurst als zweites Frühstück. Das wurde so allmählich zum festen Ritual, und unsere Füße steuerten letztendlich auch ohne unser Zutun die „Fressbude“ an. Weil uns die Bock- und Bratwurstverkäufer schließlich kannten, machte man natürlich auch ab und zu ein kleines Schwätzchen miteinander. Damals nahmen sich die Menschen noch Zeit, miteinander zu reden, auch wenn sie eigentlich gar keine hatten, wie in unserem Falle. Denn der Unterricht im Schloss wartete ja auf uns. Und so begab es sich, dass wir ab und zu nicht ganz pünktlich erschienen. Jeder Student weiß natürlich jetzt, welche Ausreden wir parat hatten – für jeden Tag der Woche eine andere, nur für den Ernstfall – so dass ich sie hier nicht weiter erläutern muss. Bis zu dem Tag, an dem im Internat in der Leibnitzallee wieder einmal Broiler für den nächsten Tag angekündigt waren. Damit war der „Mittagshunger“ wieder vorprogrammiert, denn ein Stopp an unserer Marktbude kam an diesem Tag nicht in Frage, weil eine wichtige Klausur geschrieben wurde, und Klausuren haben wir niemals versäumt, auch nicht wegen einer Bratwurst.

Und so kamen wir auf die verhängnisvolle Idee, doch am Vorabend, nachdem die „Schrollsche“ gegangen war (sie wohnte im Haus unmittelbar neben dem Internat), doch einmal in der Küche, die im Keller des Hauses untergebracht war, nachzuschauen, ob denn die goldenen Hähnchen schon fertig gebraten waren. Wohlgemerkt, nur schauen wollten wir, und jeder Vergleich mit Max und Moritz wäre hier fehl am Platze, zumindest ein bisschen ...

Seltsamerweise war die Küchentür nicht verschlossen, das passierte ab und zu. Also gingen mein Freund Peter und ich hinab in die „finsternen“ Räume der Internatsküche. Die Straßenlaterne draußen am Fenster spendete jedoch so viel Licht, dass wir auf Hilfsmittel wie Taschenlampen verzichten konnten. Und tatsächlich: Da lagen sie, fix und fertig und knusprig in der Riesenpfanne, die Broiler, und warteten nur darauf, am nächsten Tag in die dunklen Abgründe der Studentenmägen, mehr aber noch in die des Küchenpersonals, zu wandern. Ein bisschen warm von der Zubereitung waren sie auch noch.



Wir wollten wirklich nur schauen, wie weit das Essen für den nächsten Tag war. Aber sind Sie schon einmal hungrig an einem noch fast heißen Brathähnchen vorbeigekommen, haben Sie dabei plötzlich den herrlichen Duft in die Nase bekommen, und das Hähnchen dennoch nicht gekauft? Sehen Sie, auch wir konnten nicht widerstehen. Da wir aber fair sein wollten, nahmen wir uns nur das, was uns ohnehin zustand, noch dazu mit dem festen Vorsatz, auch unseren Kumpels – zumindest denen, denen man vertrauen konnte (denn hier war Schweigen Ehrensache) – ein kleines „Verkosterli“ mitzubringen.

Gerade, als wir zwei Schlawiner herzhaft in unsere Hähnchenkeulen bissen, hörten wir oben die Tür klappen. Frau Schroll muss wohl eingefallen sein, dass sie vergessen hatte, die Küchentür abzuschließen. Und da es ja, wie gesagt, von ihrer Wohnung zum Internat nur ein Katzensprung war, den man dazu noch in Hauspantoffeln machen konnte, hat sie sich sicher gedacht, es sei doch besser, das Fernsehen mal kurz zu unterbrechen und einen kleinen Kontrollgang durch „ihr“ Internat zu machen, als sich die ganze Nacht wegen einer unverschlossenen Tür unruhig im Bett hin und her zu wälzen. Sei es, wie es sei, für uns war inzwischen guter Rat teuer, denn wären wir erwischt worden, hätte das

im schlimmsten Falle unsere Exmatrikulation bedeuten können. Und das war so ein „Goldbroiler“ denn doch nicht wert. Da wir seit unserem „Deutschlandlied“ aber jede Menge Erfahrung mit der „Schrollschen“ hatten sammeln können, ließ uns unser Unterbewusstsein auch diesmal das Richtige tun. Fast wie im ersten Teil vom „Jurassic-Park“ suchten auch wir Deckung hinter einem der großen Kochkübel.

Offensichtlich und zu unserem Glück war Frau Schroll schon schläfrig, denn sie kam die Treppe nur halb herab, machte sich auch nicht die Mühe, erst Licht anzuknippen, und schien alles für in Ordnung zu befinden, da sie nicht weiterging. Sie machte kehrt, verließ die Studentenküche und schloss die Tür. Gerade, als wir aufatmen wollten, kam ein neuer Schreck: Deutlich hörten wir, wie sich oben im Schloss der Schlüssel zweimal drehte. Die einzige Ausgangstür war nun gut abgeschlossen – wir saßen in der Falle.

Nun, werden Sie denken, dann doch ab durchs Fenster, durch das die Straßenlaterne noch immer ihr gelbliches Licht hineinschickte. Das war auch unser erster Gedanke. Aber wir hatten ihn noch nicht zu Ende gedacht, als wir ihn schon wieder verwerfen mussten: Das Fenster war von außen vergittert, mit gutem und sicher noch aus der Weimarer Republik (so alt war die Villa, die man jetzt als Internat nutzte) stammendem „Krupp-Stahl“. Und der ist ja bekanntlich nicht so zäh wie Leder, auch nicht so flink, wie die Windhunde, aber eben hart ... Es gab also für uns kein Entrinnen mehr. Diesmal, so schien es, half auch keine Ausrede. Fast zwei Stunden saßen wir in unserem „Gefängnis“ und grübelten, ob es vielleicht doch noch Rettung gäbe. Der Appetit auf die Brathähnchen war uns gründlich vergangen. In diesem Falle schien es sogar eine gerechte Strafe zu sein, denn wer lässt sich schon gern einen „Goldbroiler“ „mausen“?!

Plötzlich erstarrte mein Freund, und sein Blick richtete sich auf die Wand gegenüber der Kochnische, in der wir immer noch saßen. Ich blickte Peter fragend an. Ohne Worte nickte er mir nur stumm zu. Er hatte die Rettungsboje für uns entdeckt. „Da durch?“, fragte ich. „Du spinnst, wie sollen wir denn da im Ganzen hinein, und heil wieder herauskommen?“ Der Ausweg, den mein Freund gefunden hatte, war der Lastenaufzug, der von der Küche direkt in die Mensa ging. Mit seiner Hilfe wurde schwere Ware von oben in die Küche, und das fertige Essen in die „Ausgabe“ transportiert.

„Wir haben keine andere Möglichkeit, wenn wir unsere Allerwertesten retten wollen!“, meinte Peter. Und weil das nun so war, und die drei Meter, die der Aufzug zurücklegen musste, lang waren und sicher Hunger machten, packte jeder von uns für unsere Kumpels noch ein Hähnchen ein. Dann sind wir, einer nach dem anderen, tatsächlich mit dem Lastenaufzug in die „Freiheit“ gefahren, ohne bemerkt zu werden. Da die Mensa nie verschlossen werden durfte, hatten wir mit viel Angstschweiß zum Schluss doch noch Glück. Als wir dann auf unsere Zimmer kamen und uns unsere Kameraden fragten, wo wir denn die Schmankerln herhätten, meinten wir: „Och, die sind uns so zugeflogen ...!“

Tags darauf erhob sich schon früh am Morgen ein mächtiges Gepolter. Nicht etwa, dass Santa Claus mit seinem Schlitten auf dem Internatsdach gelandet wäre. Der hätte damals mit Sicherheit von den ostdeutschen „Genossen“ keine Lande-Erlaubnis erhalten, kam er doch vom Erzfeind aus Amerika. Oder doch vom Nordpol?

Nein, es war die Schrollsche. Sie hatte dank ihrer scharfen Brille bemerkt, dass in der Küche drei ganze „Goldbroiler“ fehlten. Da diese sehr schlecht aus eigener Kraft hätten entkommen können, und es Max und Moritz ja auch nur im Buch gab, vermutete die Internatsleiterin ein Lausbubenstück. Just in diesem Moment liefen wir Frau Schroll über den Weg, denn wir mussten zur Vorlesung, und es gab nur diesen einen Weg, den wir gehen konnten. Und der führte direkt an der noch immer keifenden Dame vorbei.

„Herr Kulla, Herr Triebel, stellen Sie sich mal vor, da hat man Ihnen allen doch tatsächlich aus der Küche drei Broiler gestohlen! Haben Sie eine Ahnung, wer das gewesen sein könnte? Das Türschloss war heute Morgen unbeschädigt.“ Fragend schauten wir uns an. Nein, wir hätten keine Ahnung, wer so etwas hätte machen können. Und wir schlugen Frau Schroll auch gleich noch vor, den Schuldigen, sollte er gestellt werden, doch zu „exen“, gleich ob es ein Student oder jemand vom Küchenpersonal sei. Unsere Mitstudenten, die sich in der letzten Nacht auch die Bäuche voll geschlagen hatten, glucksten so verdächtig herum, als sei ihnen der Husten in die falsche Kehle gekommen. Dabei war es doch bloß unterdrücktes Lachen ob unserer Frechheit, die wir uns zu alldem nun noch leisteten. Jedenfalls sind die Schuldigen nie gefunden worden, bis heute nicht. Na ja, und jetzt – nach über dreißig Jahren – dürfte die Sache mit den „Goldbroilern“ wohl verjährt sein ...

Der Vorfall, der – zugegeben – nicht ganz sauber war, zeigt aber, dass auch Ost-Studenten ganz normale Menschen waren, mit allen Schwächen und Stärken, die wohl jeder von uns hat. Nur im Erfinden von Ausreden waren sie wohl allen anderen Völkern eine Nasenlänge voraus.

Aber das ist eine andere Geschichte ...

